

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 101 (2007)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Seifert

Politik der Rücksichtslosigkeit

Wenn dieses Heft der Neuen Wege erscheint, werden die Bundesratswahlen vom 12. Dezember bereits über die Berner Bühne gegangen sein. Auch ohne prophetische Gabe lässt sich vermuten, dass Christoph Blocher weiterhin der Landesregierung angehören wird. Er hat es noch einmal geschickt verstanden, sich als «Retter der Schweiz» zu präsentieren. Das «Geheimnis» der SVP besteht darin, ihre im Kern neoliberale Politik, die in erster Linie einer wohlhabenden Minderheit nützt, mit einem nationalkonservativen Mäntelchen zu umgeben, das die Verunsicherten und Frustrierten aller Schichten anspricht. Diese Politik setzt auf Aus- und Abgrenzung und weiss sich aller dafür notwendigen Mittel zu bedienen – auch des latenten bis offenen Rassismus. Zwei aktuelle Bücher setzen sich mit dem «Blocher-Faktor» auseinander. K.S.

Soziale Gegensätze werden zu ethnischen Konflikten

Wo sind die *Intellektuellen* geblieben? wurde im Wahlherbst gelegentlich gefragt. Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftlerinnen verhielten sich erstaunlich ruhig – als hätten sie mit den herrschenden Verhältnissen ihren Frieden geschlossen oder würden ihren eigenen

Worten und Werken nicht mehr trauen. Da fällt einer wie der Basler Historiker *Georg Kreis* fast schon aus dem Rahmen. Als Präsident der *Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus* wirft er sich mutig ins Getümmel. Immer wieder analysiert und kritisiert er die Politik jener Kräfte, die Fremdenfeindlichkeit schüren und für ihre Ziele zu nutzen wissen. Kreis bleibt auch als Wissenschaftler nicht distanzierter Beobachter des gesellschaftlichen Geschehens, sondern greift parteilich ein. Kein Wunder, dass die rechts gewendete Weltwoche gegen den «Kopf der intellektuellen Anti-Blocher-Fraktion» Gift und Galle versprüht. Er sei «immer auf der richtigen Seite», ist dort zu lesen (13.9.2007). Da ist bloss merkwürdig, dass er in den Achtundsechziger Zeiten – als es an den Universitäten chic war, zu den Linken zu gehören – eine bürgerliche Linie verfolgte und dafür beispielsweise von *Niklaus Meienberg* heftig gerügt wurde. Umgekehrt radikalisierte er seine Auffassungen in dem Masse, wie einstige Linke die vermeintlichen Vorzüge der Bourgeoisie entdeckten.

Den Aktivitäten der vergangenen zwölf Jahre hat Georg Kreis sein neues Buch gewidmet, das Anfang November im noch jungen Salis Verlag in Zürich veröffentlicht wurde. Der Titel lautet: «*Kein Volk von Schafen – Rassismus und Antirassismus in der Schweiz*». In diesen zwölf Jahren haben wir den scheinbar unaufhaltsamen *Aufstieg des Christoph Blocher* und seiner Schar erlebt: Zunächst banden sie die Wähler und Wählerinnen der noch weiter rechts stehenden Kleinparteien an die SVP, dann gelang ihnen die Verankerung im einst katholisch-konservativen Milieu der Inner-schweiz, schliesslich der Sprung über den «Röstigraben». Das notwendige Schmiermittel für das ungehinderte Funktionieren der politischen Maschine stellte und stellt das Spiel mit dem *verdeckten und offenen Rassismus* dar. Selbstverständlich wird dieser nicht als solcher bezeich-

net: Man sei eben bereit, sich mit dem «Ausländerproblem» auseinanderzusetzen, während Linke und Liberale nichts von den Nöten des Volkes wissen wollten, lautet das Argumentationsmuster seitens der SVP.

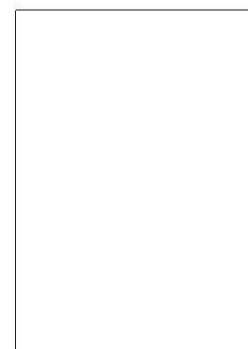
Ihr gelingt es wie kaum einer anderen Rechtspartei in Europa, die *Widersprüche* zwischen den Forderungen *ökonomischer Globalisierung* und deren *gesellschaftlichen Folgen* politisch höchst erfolgreich zu bewirtschaften. Sie gebärdet sich als Verteidigerin einer bedrohten schweizerischen Identität und deutet auf diese Weise soziale Gegensätze in ethnische um. Darauf weist Georg Kreis explizit hin: «Heute besteht die Tendenz, die Klassenfrage nur als Fremdenfrage wahrzunehmen und mit Fremdenfeindlichkeit eine Art von Klassenkampf zu führen» (35). Solche deutlichen Worte möchte man öfters auch von linker Seite hören.

Eine *multikulturelle Gesellschaft* darf ihren Konflikten nicht ausweichen und diese schönreden. Das ist in einem von Harmoniewünschen geprägten Klima leichter gesagt als getan. Auf der anderen Seite verfügt eine am Konsens orientierte politische Kultur auch über Ressourcen zur Bearbeitung und Lösung von Problemen, die stärker polarisierten Ländern fehlen. Dabei sollte allerdings nicht übersehen werden, dass die Schweiz in Fragen der Multikulturalität noch nicht über sehr viel Erfahrung verfügt. Diese Feststellung scheint im Widerspruch zur Wirklichkeit der Schweiz als eines aus unterschiedlichen Kulturen zusammengesetzten Gemeinwesens zu stehen. Kreis macht auf den Unterschied zwischen multi- und *plurikulturell* aufmerksam: Die Schweiz ist aus Kleingesellschaften mit einigermaßen homogenen Räumen entstanden. Die Sicherung der Homogenität stellte das «notwendige Gegenstück zur heterogenen Zusammensetzung des Landes» (37) dar. Gerade in der Deutschschweiz wird der ideologische Kampf um die Homogenität von einst mit besonderer Hefigkeit geführt.

Zuspitzen, dramatisieren, umdeuten

Das *Thema «Ausländer»* ist dazu am besten geeignet. Dessen politische Bearbeitung durch die SVP hat mit der realen Ausländer- oder Integrationspolitik vielfach nur wenig zu tun. So wird seitens dieser Kreise kaum zur Kenntnis genommen, dass beispielsweise das Bundesamt für Migration in seinem 2006 veröffentlichten Integrationsbericht festhält, das Zusammenleben der einheimischen und der Migrationsbevölkerung gestalte sich grösstenteils *friedlich und problemlos*. Während dieser Teil der Wirklichkeit ausgeblendet bleibt, fokussieren rechtsbürgerliche Kreise ihre Propaganda auf jene Ausländer und Ausländerinnen, die – vermeintlich oder tatsächlich – gegen Regeln und Gesetze verstossen. Solche Verstösse werden in einem raffinierten Verfahren zugespitzt, dramatisiert und schliesslich als «Sozialhilfemissbrauch», «Ausländerkriminalität» oder als «islamische Gefahr» thematisiert.

Erfolg mit dieser Umdeutung haben die Rechtsbürgerlichen, weil sie auf einen latenten bis offenen Rassismus zählen können, den sie mit ihrer Politik hemmungslos bedienen – und zugleich politisch daran verdienen. Georg Kreis belegt dies mit unzähligen Beispielen, deren Auflistung ein *Erschrecken über so viel Infamie und Dummheit* auslösen müsste. Tatsächlich haben sich viele an diese Art des Politisierens inzwischen gewöhnt, wenn sie nicht gar mit ihr im Einverständnis leben. Kreis stellt fest, dass die Akzeptanz des Antirassismus in den vergangenen zwölf Jahren abgenommen habe. Die «Politik der Rücksichtslosigkeit» scheint auf dem Vormarsch zu sein. Was ist dagegen zu unternehmen? Für Georg Kreis besteht kein Zweifel, dass die Bürger und Bürgerinnen jenen entgegenzutreten müssen, die diese Politik zu ihrem Programm gemacht haben. Er bemängelt beispielsweise, dass viele Bürgerliche lediglich Kritik am «Stil» der SVP üben, ohne zum Kern ihrer Aussagen vorzubringen und Stellung zu bezie-



Georg Kreis: Kein Volk von Schafen – Rassismus und Antirassismus in der Schweiz. Salis Verlag, Zürich 2007, 272 Seiten, CHF 29.80

hen. So werde «vermieden, dass es zu öffentlichen Diskussionen über <Schmerzgrenzen> kommt, während die andere Seite hemmungslos den Tarif bekannt gibt» (251).

Mit ihrer politischen Linie fordert die Blocher-SVP letztlich die Demokratie heraus. Im Namen des «Volkes» wird der *Rechtsstaat* von rechts in Frage gestellt. Kreis weist darauf hin, dass das souveräne Staatsvolk sich selbst begrenzen muss, wenn es nicht totalitär werden will. Dies bedeutet beispielsweise, den Schutz von Minderheiten zu sichern und dafür zu sorgen, dass partikuläre Interessen von Mächtigen das Gemeinwohl nicht unter sich begraben können. Dies bedeutet auch, dass nationale Souveränität ihre Grenzen im Völkerrecht findet – denn ohne kollektive Regelungen durch internationales Recht wäre die Schweiz gar nicht überlebensfähig.

Ein «Extremismus der Privilegierten»

Kritik am Demokratieverständnis des Christoph Blocher und seiner Getreuen durchzieht auch das Buch «*Fahrplanwechsel*», das von SP-Nationalrat *Andreas Gross* und anderen im Spätsommer dieses Jahres herausgegeben worden ist. Dieses Sammelwerk versucht die Programmatik und Praxis der SVP auf verschiedenen Politikfeldern auf den Punkt zu bringen. Die Rolle Blochers wird sehr schön von Andi Gross skizziert: Er bewältige eine «unglaubliche Vereinigung enormer Widersprüche», zu der kaum ein anderer Exponent dieser Partei in der Lage sei. Doch den «Blocherismus» werde es auch *ohne Blocher* noch geben – deshalb hält Gross die Auseinandersetzung mit ihm für unerlässlich.

Blocher biete «Balsam für verletzte Seelen», beobachtet der Basler Soziologe *Ueli Mäder*. Blocher kennt die Wünsche der «kleinen Leute» und weiss mit ihnen umzugehen. Er arbeitet mit den Kräften der Verunsicherung und Empörung – ein Stoff, der auch Rot-Grün nicht unbekannt sein sollte. Der Freiburger Histo-

riker und SP-Nationalrat *Jean-François Steiert* weist darauf hin, dass es der Linken dank einer an den Interessen sozial Benachteiligter orientierten Politik in der Romandie gelungen sei, «einen Teil der unteren Schichten, die im deutschsprachigen Landesteil zur SVP übergelaufen sind, im linken Lager» zu halten (54). *Jo Lang*, Historiker und grün-alternativer Nationalrat aus Zug, verweist auf ideologische Kontinuitäten des Nationalkonservatismus, die er bis in die Gründungszeit des modernen Bundesstaates zurückverfolgt. Er sei von einem vormodernen Demokratie-Verständnis bestimmt, deshalb «besonders anfällig für die Vorstellung der Nation als Abstammungsgemeinschaft und damit für ethnonationale Abgrenzungslogik wie auch für Männerbündelei» (178).

Der französisch-schweizerische Politologe *Gilbert Casarus* untersucht die SVP im europäischen Kontext und stellt fest, dass neurechte Parteien einen «Extremismus der Privilegierten» entwickeln, «der mit dem üblichen Bild des Rechtsextremismus kaum zu vergleichen ist» (218). Sie gewinnen auf diese Weise auch Wähler und Wählerinnen, die sich weniger von rassistischen Untertönen als von den *Steuersenkungsparolen* angezogen fühlen. Die populistischen Angriffe auf das System der sozialen Sicherheit tun hier ihre Wirkung.

Wie müsste die Gegenstrategie der Linken sowie der politischen Mitte aussehen? Der grüne Zürcher Nationalrat *Daniel Vischer* zweifelt daran, dass sich diese Kräfte auf ein gemeinsames Programm einigen könnten. Andi Gross hingegen sieht zumindest kleine Chancen für eine «*kleine Konkordanz*» ohne SVP-Bundesräte. Werden wir 2011 soweit sein? Wohl nur dann, wenn mehr Menschen als heute begriffen haben, dass die Blochersche Politik der Rücksichtslosigkeit auch gegen sie selbst gerichtet ist. ●

Andreas Gross, Fredi Krebs, Felix Lautenschlager, Martin Stohler (Hg.): Fahrplanwechsel. Für mehr Solidarität und Demokratie und weniger Blocher. Editions le Doubs, St. Ursanne 2007, 326 Seiten, CHF 24.80

Zeitgenosse Ernst Bloch

Am 17. Dezember 1927 ist im Feuilleton der Frankfurter Zeitung unter dem Titel «Der unbemerkte Augenblick» zu lesen: «Liebe auf den ersten Blick mag es geben, doch sonst lohnt es sich den meisten kaum, am Augenblick, der gerade zuckt und schon wieder fließt (wie sie selbst), ein Zeitgenosse zu sein.»

Gerade das aber ist des Autors Absicht: Er will das Dunkel des gerade gelebten Augenblicks erhellen, meint er doch darin nicht nur flüchtig zuckende, kaum zu fassende Jetzt-Zeit zu erkennen, sondern die «Zuckung unserer eigenen Nähe und Unmittelbarkeit» – er könnte unser «existentielles Jetzt, das Subjekt des Existierens schlechthin» enthalten. Und Ernst Bloch gelingt es, in dem kurzen Artikel mit wenigen Worten zu umreißen, worum im Grunde sein ganzes Denken kreist. B.D.

Utopische Gegenwart ...

«Der unbemerkte Augenblick» ist der erste von über 60 Artikeln, Essays und kleineren Aperçus, die zwischen 1927 und 1934 in der Frankfurter Zeitung erschienen sind. Unter derselben Überschrift hat Ralf Becker sie nun alle in einem Buch zugänglich gemacht. Das Spektrum der Texte ist fast so breit wie das Blochsche Werk selber: Neben natur- und musikphilosophischen Betrachtungen, Kommentaren zum Zeitgeschehen, zu Märchen und Jugendbüchern, Film und Kunst stehen Landschafts- und Städtebilder, eigene Kurzgeschichten und Anekdoten, Miniaturen des Alltagslebens der 1920er Jahre. Das Thema des Titel-Essays allerdings beschäftigt Bloch fast durchgehend. Wirkliche, utopische Gegenwart, aufgeschlagenes Geheimnis des Lebens an jeder Stelle – das ist das Wohin und Wozu, das ihn umtreibt.

«Das Auge, welches sieht, sieht sich noch nicht», notiert er an anderer Stelle, als er eine merkwürdige Selbstzeichnung des Physikers Ernst Mach kommentiert. Dieser hatte sich porträtiert, wie er sich

im Stuhl sitzend sieht: als *Ohmekopf*. Was für Bloch bedeutet: «der Mensch, der die Geschichte heraussetzt, setzt sich selber noch nicht heraus» (357). Das zeigt, dass Blochs Suche *keine weltlose Innerlichkeit* im Sinne hat, wenn sie nach dem «Kern des Existierens», dem «Treibenden» in uns forscht. «Dass unser Grundsein .. nicht stimmt», ist durch keine Versenkung in sich selbst zu beheben. «Erst getane Arbeit gebiert uns auch richtig, schafft das Gift des nicht Gekochtseins und nicht Haltbaren aus uns heraus.» Allerdings insistiert Bloch: «Keine Arbeit war dazu noch die rechte» (165f.).

Das «Wirklichmachen von uns eingekellerten Menschen» (222) stößt auf ideologische und gesellschaftliche Schranken, insbesondere auf die Hohlheit und «das ungeheure Lebensfalsifikat unserer kapitalistisch-mechanischen Welt» (80). Darum ist für Bloch politische Zeit-Genossenschaft unabdingbar, *Sozialismus* als «bewusste Geschichtserzeugung» (95) bildet ihm dafür den Referenzrahmen. So formuliert er im Titel-Essay: «Mit sich übereinstimmende Tat, arbeitendes Bewusstsein seiner Person-, Klassen- und Weltlage sind die Mittel, um Gegenwart als Geschichte und Geschichte als immer noch zukünftiges (...) Experiment an unserer <Gegenwart> zu fassen» (75).

Ernst Bloch: Der unbemerkte Augenblick. Feuilletons für die Frankfurter Zeitung 1916-1934, herausgegeben von Ralf Becker. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007, 398 Seiten, CHF 47.00.

Georg Lukács' «Geschichte und Klassenbewusstsein» klingt in diesen Formulierungen deutlich an. Allerdings sind auch die Differenzen zum ungarischen Freund unübersehbar. Anders als dieser beschränkt er sich nicht auf die Identifizierung eines geschichtsmächtigen gesellschaftlichen *Subjekts*. Er scheut sich nicht, spekulativ in andere Sphären vorzudringen und selbst in der aussermenschlichen Natur jenen Kräften nachzuspüren, die ein mögliches «dunkles ›Natursubjekt‹ an der Arbeit» (113) zeigen, wie hypothetisch und rätselhaft auch immer. Denn es gibt «viele Kammern im Welthaus», nicht nur jene, zu denen die vorhandenen Schlüssel abstrakt-wissenschaftlicher Rationalität passen.

Für viele Interpreten, darunter Jürgen Habermas, denkt Bloch hier freilich allzu sehr in den Bahnen des *deutschen Idealismus*, namentlich Schellings. Und in der Tat setzt er diesem Philosophen in seinem letzten Artikel für die Frankfurter Zeitung, der vom Grabmal Schellings in Bad Ragaz handelt, selber noch ein Denkmal. Bei aller Abgrenzung fühlt Bloch sich diesem Denker seelenverwandt. Er vermerkt, dass Schelling den frühen Tod *Karolines* nie überwunden habe – genauso hat Bloch seiner ersten Frau *Else*, die 1921 starb, zeitlebens gedacht. Und wie das «verglommene Genie» Schellings, als er zehn Jahre nach Hegels Tod auf dessen Lehrstuhl nach Berlin berufen wurde, wieder aufleuchtete, so lebte auch Bloch auf, als er rund hundert Jahre später, bereits im Pensionsalter, in Leipzig noch einen Lehrstuhl erhielt.

... und Mikrohistorie

Was Bloch angeht, so ist allerdings zu bedenken, dass er, zumindest in den hier vorliegenden Texten, eher der Mikro- als der Makrohistorie sich zuwendet und den Problemen des unmittelbaren Nahedunkels und der Zeit den Vorzug gibt vor denen des kosmischen Raums und seiner anhaltenden Fremdheit. «Im Klei-

nen, Winzigen geht oft noch am genauesten das Herz des Existierens auf, das hat schon in der Art, wie diese Pfeife da liegen mag, die Instanz seines Schlags» (130). Diesen Instanzen gehen die meisten der *Begebenheiten und Geschichten* nach, die er sammelt und erzählt. Es handelt sich hier nicht um Beispiele, die vor dem Gedachten zu veranschaulichen hätten. Das Gegenteil ist der Fall: Unstimmiges, Unkonstruierbares gibt zu denken, «Falltüren in der Welt», wie sie besteht, «Orte, an denen die gewohnte Wirklichkeit ihren Boden verliert» (126) lassen Blicke erhaschen in Ungedachtes, Unerschiedenes, liefern Stoff und Anlass für «Geist, der sich erst bildet» (197).

Nicht wenige der erzählten Fälle sind *Spukgeschichten*, in denen etwas umgeht, was nicht zu begreifen ist. Andere handeln von verzauberten Dingen, die zu Platzhaltern eines besseren Lebens werden. *Musik* vor allem ist für Bloch «Inventio dessen (...), was fehlt, was im Gefühl das Fehlende stärkt und bestärkt, was – in immer noch keimender Sprache – das Fehlende ausspricht» (335). Aber es ist nicht nur die hohe Kunst, sondern genauso die scheinbar *triviale*, in der Bloch fündig wird. Jahrmarkt, Kitsch und Kolportageromane werden zu Zeugen gegen eine trostlose Wirklichkeit. Sie enthalten «lauter grosse Augenblicke, zu denen man nie kommt, sie erlebt zu haben» (218), halten so gleichzeitig den Traum wach, der übers schlecht gerichtete Dasein hinausdenken lässt. «Der Jahrmarkt erweist eine Traumkraft des Volks gegen den Alltag (...), mindestens setzt sie eine verzauberte Welt, das Dasein in Buden verwandelt, mit dem sonst überall vermissten Kuriosum dahinter» (342).

Aus demselben Grund bricht Bloch eine Lanze für die *Rehabilitation Karl Mays*, der in derselben Frankfurter Zeitung als Lügner entlarvt worden war, da er gar nie bei Indianern oder Arabern gewesen sei: «ein sehnsüchtiger Spiessbürger, der selbst ein Junge war, durch-

stiess den sächsischen Muff seiner Zeit. (...) Fast alles ist nach aussen gebrachter Traum der unterdrückten Kreatur, die grosses Leben haben will» (136). «Gäbe es ein richtiges soziales Leben, so gäbe es keine so wilden und sehnsüchtigen Jugendbücher», schreibt er in «Wildwest an Weihnacht». Ebenso gilt jedoch: «Gäbe es in der Jugend nicht so viel ungeregeltes Wildwest und Mythologie, so gäbe es nicht so viel Fortsetzung davon in Soldatenspielen, Krieg an sich, Hakenkreuz» (221f.). Kritisches Durchleuchten dieser Motive und Antriebe ist darum nötig, allerdings eines, das die Sehnsucht darin nicht mit den Irrlichtern und dem faschistischen Betrug gleichsetzt und damit erledigt glaubt.

Das «Reich» nicht der Reaktion überlassen

Was also das Dunkel des Alltagslebens ein wenig erhellt, ist eher «Licht aus Räuberherbergen» als «Kirchenlicht» (96). Doch gerade mit seinem Blick für plebejische Traditionen und ihre Traumlichter legt Bloch eine Bahn für *religiös genährte Utopien* wie die vom «Reich» oder von Erdmythen, die den Linken ein Gräuel waren, den Nazis hingegen als Futter dienten. In einem im November 1930 erschienenen Beitrag «Zum ›Dritten Reich›» warnt Bloch eindringlich: «Die Marxisten halten in Primitive und Utopie keine Wacht und die Nationalsozialisten haben ihre Verführung daran (...). Man hat die Hölle wie den Himmel, die Berserker wie die Theologie kampflos der Reaktion überlassen» (218).

Noch in den beiden Folgejahren konnte Bloch zahlreiche Feuilletons in der Frankfurter Zeitung unterbringen. Doch spätestens mit Hitlers Ernennung zum Reichskanzler wurde es schwieriger, Klartext zu reden. Aus dem *Zürcher Exil* – Bloch war am 14. März 1933 in die Schweiz geflohen – schickt er, teils unter Verwendung von Pseudonymen, der Redaktion noch einige Manuskripte. Denn gerade in diesem liberal-bürgerlichen

Blatt würde, so hatte man ihm aus Deutschland mitgeteilt, dauernd zwischen den Zeilen gelesen. So schreibt er eine Geschichte der Folter, die hauptsächlich von *Hexenprozessen* handelt. Und im Rahmen eines Artikels über Wagner erwähnt er, eine szenische Bemerkung im «Rheingold» schreibe vor: «Roter Schein aus der Tiefe». Ja, er wird noch deutlicher: «Heute rot, morgen tot. Das gefiele den Aufsehern sehr, die wir haben» (289f.).

Keine Mumien

Aufsätze, notiert Bloch selber, veralten wie Brötchen, die offenliegen. Die Buchform jedoch erhalte «den Gedankeninhalt frisch wie im Kühlschrank, oft auch wie in Katakomben, deren trockene Luft die beigesetzten Leichen wenigstens als Mumien erhält» (239). Die hier vorliegenden Texte sind jedoch keineswegs mumifiziert. Frisch wirken sie wohl nicht der Buchform wegen, sondern deshalb, weil es sich um *Erstfassungen* handelt, die eben der Feder des Autors entsprangen und den aktuellen Eingriff ins Zeitgeschehen noch verraten.

Was die Neuedition von Ralf Becker nebst der kundigen Einführung und sorgfältigen Edition auszeichnet, ist, dass sie *sechs Neufunde* präsentiert, darunter die oben erwähnten Texte «Der unbemerkte Augenblick», «Selbstporträt ohne Spiegel» und «Am Grabmal Schellings». Vor allem aber vermittelt das Buch einen guten Einstieg in das Blochsche Denken. Wer statt der philosophischen Gebirge des «Prinzip Hoffnung» oder des «Materialismusproblem» oder der zerklüfteten Täler des «Geist der Utopie» einen weniger steilen Einstieg in die Blochsche Denklandschaft sucht, wird hier fündig. Das Buch lässt nicht zuletzt einen *philosophischen Schriftsteller* entdecken, der packend zu erzählen weiss, und dies in einem Stil, der sich vom expressionistischen Frühwerk ebenso unterscheidet wie von dem sehr verknüpften Altersstil der sechziger und siebziger Jahre. ●